

Vorwort der Herausgeberinnen

Liebe Leserinnen und Leser,

Die XII. Tagung des Verbandes der Deutschlehrer und Germanisten der Slowakei (SUNG), die vom 30. Juni – 02. Juli 2016 an der Philosophischen Fakultät der Comenius-Universität in Bratislava stattgefunden hat, widmete sich dem Verhältnis von Gewalt und Sprache. Die literaturwissenschaftlichen Beiträge dieses Hefts dokumentieren die Breite und zugleich auch die historische Bedeutung dieses Themas, dem durch das Gedenken an die sich jährende europäische „Urkatastrophe“, den Ersten Weltkrieg, eine besondere Aktualität zukam.

Die meisten Lehrenden wissen, dass die bloße Vermittlung von Fakten der europäischen (und insbesondere deutschen) Gewaltgeschichte im 20. Jahrhundert kaum mehr die Aufmerksamkeit von SchülerInnen und Studierenden sichern kann. Eher vermag diese noch der medienhistorische Hinweis auf die Schockwirkung der Fernsehbilder des Vietnamkriegs zu beeindrucken, die Ende der 1960er Jahre in die Wohnzimmer eingezogen sind: Wenn das damals noch recht neue, sich aber doch rapide verbreitende Medium unisono Ansichten des Kriegs zur Abendbrozeit frei Haus servierte, so wurden die Zuschauer zu teilnehmenden Beobachtern von Gräueltaten und Leiden, ihre Wohnzimmer schienen sich plötzlich in Kriegsschauplätze zu verwandeln. Dass dergleichen kathartische Schock-Wirkungen, die von der (geschützten) Konfrontation mit Gewalt ausgehen, heute serienmäßig in Krimis, Horrorfilmen und Computer-Spielen erzeugt werden, gehört für viele zur selbstverständlichen Alltagserfahrung und ist im Zeitalter des Internets ebenso salonfähig wie umstritten: Auf allen Kanälen werden Bilder von weltweiten Terroranschlägen und anderen Gewalttaten multipliziert und sind jederzeit im Internet als beliebig reproduzierbare Impressionen abzurufen. Gegen diese Bilderflut scheint die aktuelle #MeToo-Debatte um die Frage, wo die Freizügigkeit in Medien und Politik eine Grenze zur sexuellen Gewalt überschreite, geradezu antiquiert zu sein, da sie die tabuisierte Erfahrung von Gewalt im schönen Schein des Show-Geschäfts buchstäblich ‚realisiert‘.

Zweifellos gehören diese Aspekte und die Diskussion darüber, was als Gewalt verstanden werden und wie diese dargestellt werden kann, nicht nur zu den Grundproblemen der Geschichts- und Medienwissenschaft, sondern beschäftigen insbesondere auch die Soziologie: Was objektiv als Gewalt zu gelten habe, so formulieren es die Anhänger des definitionstheoretischen Ansatzes, könne kaum geklärt werden: Für sie ist jenseits des Wissens um ‚real existierende‘ Gewalt entscheidend, dass dieser stets Definitions- und Konstruktionsprozesse vorausgehen, die das Selbstverständnis und die Tabugrenzen einer Gesellschaft prägen.

Auf diskursanalytischen Wegen hat auch die Literaturwissenschaft das Grundproblem ihres Gegenstands zu fassen versucht: Die Frage, ob es – neben der rhetorisch versierten Sprachgewalt – auch eine Gewalt *durch* Sprache geben könne, steht hier allerdings kaum zur Disposition. Spätestens seit Kleists Erzählungen ist deutlich geworden, dass Literatur nicht nur Gewaltdiskurse transportiert, also herrschaftliche Ordnungsmuster ‚etikettiert‘, sondern gerade und vor allem auch undefinierte Phänomene der Gewalt zur Sprache bringt, sie auch selbst generieren kann. Literarische Darstellungen von Gewalt bewegen sich nicht selten im Bereich des Unbenennbaren und Unsagbaren. Zudem sind in der literarischen Praxis Narrativierungen von Gewalt und die Gewalt des Erzählens häufig miteinander verbunden: Das Sprechen über Gewalt (z. B. in Erzählungen über Krieg, Terror, Zerstörung) korrespondiert in der literarischen Moderne aufs engste mit einer formalen Destruktion sprachlicher Konventionen. Dies zeigen etwa

die Sprach-Experimente der Dada-Bewegung und dies gehört schließlich auch in Gedichten der Literaten-Generation des Ersten Weltkriegs, wie etwa in August Stramm's *Patrouille* (vgl. den Beitrag von Irmela von der Lühe), zum literarischen Repertoire: Sprache gerät ‚aus den Fugen‘, verliert ihre Signifikanz, auch die grammatische Funktion der Ordnungs- und Identitätsstiftung; zumal die narrative *Hervorbringung* von Gewalt, deren Zur-Sprache-Bringen, nicht selten an den Prozess des Erinnerns gebunden ist, wie es u.a. an der jüngeren Literaturgeschichte des geteilten (und nach 1990 vereinten) Deutschlands abzulesen ist.

Die vorliegenden Beiträge beziehen sich auf verschiedenste Aspekte der Gewaltdarstellungen in der Literatur. Diese Vielfalt war angesichts der Themenstellung erwartet und erhofft. Zwei deutliche Schwerpunkte lassen sich erkennen: das Interesse am Verhältnis von Gewalt und Sprache in der Literatur und im Feuilleton des Ersten Weltkrieg bzw. in der Ästhetik der frühen Moderne bis in die 1930er Jahre (Teil 1) – sowie in der DDR-Literatur und in der Zeit nach deren Ende (Teil 3). Neben den Beiträgen zu diesen Schwerpunkten finden Sie Exkurse zu Texten, die die Frage von Wahrheit und Lüge bzw. die der Sprachmanipulation und des Streits um einen vernunftgemäßen Gebrauch der Wörter aufwerfen (Teil 2).

Irmela von der Lühe, Professorin (a.D.) für Literaturgeschichte an der FU Berlin, bezieht sich in ihrem Plenarvortrag auf das Phänomen des literarischen Kriegsenthusiasms der Jahre ab 1914. Es mache deutlich, wie in sprachlichem Handeln Gewaltexzesse repräsentiert und nicht selten auch generiert werden. Insbesondere in der Feier des kathartisch empfundenen Kriegsereignisses einerseits und der Kassandrarufe andererseits, zeige sich – bei aller Disparatheit der Ausdrucksweisen – eine strukturell ähnliche Sprachkraft. Diese Strukturanalogie verbiete es, auch in kritischen Darstellungen des Militärs etwa nur satirische Demontagen zu sehen: Józef Wittlins Roman *Das Salz der Erde* (dtsh. 1937), der exemplarisch untersucht wird, transferiere Kritik vielmehr in ein gleichsam „explodierendes“ verbales „Bildarchiv“.

Dass Robert Walsers Feuilletons in der *Neuen Zürcher Zeitung* von 1916 („Haarschneiden“, „Nervös“ etc.) die Gewalt des Kriegs in ‚Genreszenen‘ überformen, zeigt *Sabine Eickenrodt*, DAAD-Dozentin an der Comenius-Universität Bratislava. Walsers Erzähler, die sich in „unauslöschlicher Freude“ (Agamben) zu befinden scheinen, versprachlichen – so die These – individuell und kollektiv erfahrene Gewalt, somit die Bedingungen ihrer ekstatischen Narration. Die kurzen Zeitungstexte Walsers integrieren diese in das poetische Verfahren des Feuilletonismus, beziehen ihre Sprache aus kriegstauglich gemachter Reklame, bewegen sich in einem performativen Modus des ‚Außer-sich-Seins‘.

Astrid Winter, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Dresden, untersucht das Verhältnis zwischen Sprache und Gewalt im ästhetischen Diskurs der frühen Moderne, insbesondere am Beispiel von Adolf Loos' polemischer Streitschrift *Ornament und Verbrechen* (1908). Die zentrale Frage dieses Beitrags – wie ein architekturästhetischer Standpunkt einen „gewaltbeladenen Diskurs und reale Gewaltanwendung“ habe heraufbeschwören können – wird u. a. mit Bezug auf Bourdieu an vier Erscheinungsformen geprüft, die zur Differenzierung des Tagungsthemas erheblich beitragen: Gewalt und Sprache, Sprache in der Gewalt, Sprachgewalt und verbale Gewalt.

Malte Osterloh (Berlin) schlägt in seinem Beitrag einen Bogen von Thukydides' Analyse der Wirkungen des Kriegs bis hin zu Victor Klemperers Darstellungen über die korrumpierende Wirkung der *Lingua Tertii Imperii* auf die Alltagssprache und schließlich zu George Orwells Roman *Nineteen Eighty-Four*. Erhellend ist der Nachweis, dass das Skandalon für Thukydides in der wahrnehmungsverändernden Manipulation der Wörter, deren Neukontextualisierung bestehe. Sie werden, wie Osterloh zeigt, zu „Handlungskatalysatoren“, bei Orwell schließlich zu einem „Maschinenraum totaler Sprachmanipulation“. Der sprachliche Ausdruck, so ein Fazit

dieses höchst aktuellen Beitrags, sei als eine Art „Frühwarnsystem“ für späteres Handeln ernst zu nehmen.

Die Problematik einer Sprache der Gewalt im religiösen Bereich, in der Legende des hl. Martin, thematisiert *Felix Prautzsch*, Lehrbeauftragter an der Technischen Universität Dresden und Promotionsstipendiat des Evangelischen Studienwerks Villigst. Anhand der spätantiken *Vita sancti Martini* und deren Rezeption in der *Legenda aurea* sowie im mittelhochdeutschen *Passional* (beide aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts) fragt er nach der Metaphorologie von Gewalt im mittelalterlichen Christentum. Seine Interpretation orientiert sich an den Geltungsansprüchen, die mit zwei differierenden Rollenentwürfen in der Martinslegende verbunden sind: dem Soldaten im Dienste des Kaisers steht der Heilige im Dienste Gottes gegenüber. Beide werden mit einer Sprache des Militärischen vermittelt, der entgegengesetzte „Konzepte von Gewalthandeln“ zugrunde liegen.

Edita Jurčáková, wissenschaftliche Fachassistentin an der Matej-Bel-Universität in Banská Bystrica, thematisiert die Auseinandersetzung um die Sprachen der Vernunft und liegt ihren Schwerpunkt auf den Wiener Literaturstreit zwischen josephinischen Aufklärern und der neu ‚zugewanderten‘ Gruppe der Romantiker um die Brüder Schlegel. Die Verfasserin gibt einen differenzierten Überblick über die Fehden in Literaturzirkeln, Almanachen und Taschenkalendern und macht deutlich, welcher Stellenwert der Wortgewalt in Polemik und Schmäherei auch und gerade in literarischen Fraktionierungen des Zeitalters der Freundschaft um 1800 (und danach) zukam.

Die Beiträge des dritten Teils werden von *Magdalena Latkowska*, Dozentin an der Universität Warschau, eingeleitet, die eine überblicksartige – an den wichtigsten Stationen der DDR-Geschichte orientierte – Einführung gibt. Ihr Interesse gilt dem Apparat von differenzierten Kontrollmechanismen, denen das „Schriftsteller-Milieu“ der DDR ausgesetzt war. Der Beitrag orientiert sich am Modell der Generationenzugehörigkeit („Emigranten“, „Waffenhelfer“, „Hineingeborene“), um die jeweilige Gruppenloyalität gegenüber dem Staatsapparat und die Abstufungsgrade von Repressalien – vom Berufsverbot bis hin zur physischen Gewalt – bestimmen zu können.

Krzysztof Okoński, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Kazimierz-Wielki-Universität Bydgoszcz, thematisiert die Rolle der polnischen Untergrundliteratur und -verlage für die nicht angepassten DDR-Literaten. Er zeigt die Präsenz von Gewalt, die mit der Verbreitung unerwünschter Autoren in der VR Polen verbundenen Repressionen. Der Beitrag setzt 1976 ein, dem Jahr der Gründung erster polnischer Untergrundverlage und einer gestärkten DDR-Opposition nach der Biermann-Ausbürgerung. Seine Ausführungen schließen damit eine Informationslücke hinsichtlich der länderübergreifenden – nicht systemkonformen – Literaturszene.

Die abschließenden Beiträge dieses Hefts bieten Detailanalysen zu Christa Wolfs Spätwerk. *Juraj Dvorský*, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Katholischen Universität Ružomberok, widmet sich der „Narrativierung“ von Gewalt in der umstrittenen Erzählung *Was bleibt* (1990). Er beruft sich auf Johan Galtungs Begriff der „strukturellen Gewalt“, in der – anders als bei der „personellen“ – niemand direkt in Erscheinung trete (Telefonüberwachung, Postkontrolle). Mit Bezug auf Sybille Krämers Begriff der „Doppelkörperlichkeit“, die den „physisch-leiblichen“ und den zugleich stets anwesenden „sozial-symbolischen“ Körper meine, werden der Handlungsraum des Romans (Berlin), die Handlungsszenen (Privatwohnung und Kulturhaus) und die (homodiegetische) Perspektive der Erzählerin untersucht.

Nadežda Zemaniková, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Matej-Bel-Universität in Banská Bystrica, untersucht die zentrale Funktion des Gewaltnarrativs im letzten selbsterkundenden Buch Christa Wolfs, *Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud* (2010). Sie zeigt, dass sich das Erinnern an erfahrene strukturelle Gewalt in einem Geflecht von mosaikartigen

Gewaltnarrationen des vergangenen Jahrhunderts ereignet, die auf das Vergessene und Verdrängte zulaufen. In den narrativen Selbstbespiegelungen erscheinen auch die medialen Debatten um Christa Wolf als Gewaltdiskurse und Demonstrationen der Macht in einem nach dem gesellschaftlichen Wandel anders strukturierten literarischen Feld.

Wir danken allen Autorinnen und Autoren herzlich für ihre Beiträge zu diesem Heft sowie für ihre engagierte Mitarbeit an der Konferenz – und wünschen Ihnen eine interessante Lektüre!

Sabine Eickenrodt und Nadežda Zemaníková